

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 3

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Wirtschafterin, stand mit einem törichtem Gesicht im Hintergrunde.

„Nu je, nu je, wer kann das gewesen sein“, sagte sie immerfort vor sich hin, „wer kann denn das bloß gewesen sein? Der schöne Schrank, und ganz zerkratzt das Holz, solch schlechte Menschen!“

Sabine war noch immer vollkommen weiß im Gesicht.

„Wo ist die Erna“, fragte sie sofort.

„Ja, wo ist sie denn?“ fragte Fräulein Anna. „Die ver-schläft wohl heute die Zeit? Na, daß die auch den Lärm nicht gehört hat? Da will ich doch gleich mal—“

„Lassen Sie, Fräulein Anna, ich gehe schon.“

Sabine ging eilig über den Korridor. Sie wußte auf einmal alles. Was sie dann sah, brachte keine Verwunderung. Nur trauervolle Bestätigung. Erna lag in ihrem Zimmer auf der Erde, fiebernd und bewußtlos. Auf der braunen Diele blinkte ein Stück Eisendraht. — — —

Die Kriminalpolizei war bald im Hause. Eine Vernehmung Erna Bunzels war nicht möglich. Sie delirierte. Es waren zusammenhanglose Sätze, die von den rissigen Lippen kamen, Kriminalkommissar Matuschke konnte keinen Sinn hineinbringen.

„Lassen Sie“, Sabine schob den Kommissar beinahe fort.

Sie beugte sich ganz dicht über das fiebernde Kind. Wie verändert es war. In dem glühenden Gesicht verschwand auch das entstellende Mal.

„Erna“, sie sagte es liebevoll beschwörend.

Wie angerufen, aus dem fiebernden Wirbel emportauchend, flüsterete Erna, nur Sabine verständlich:

„Ja.“

„Erna, warum nimmst du denn die Akten?“

„Der Vater —“ es war wie ein Hauch. Sabine lag mit ihrem Gesicht beinahe über Ernas Mund — nein, sie hatte sich nicht getäuscht. „Der Vater — Angst —“ kam es wieder.

* * *

Eine halbe Stunde später erschien der Kriminalkommissar Matuschke im Hause von Ernas Mutter.

„Ich möchte ihren Mann sprechen, Frau Lehmann.“

„Mein Mann, der ist nicht da. Der will doch —“

„Was will er?“

„Nichts, nichts“, sagte die Frau verängstigt.

„Run mal raus mit der Sprache, Frau Lehmann.“ Matuschke wurde jetzt scharf. „Wo ist Ihr Mann? Da stimmt doch was nicht. Kriminalpolizei.“

Er zeigte seine Marke. Frau Lehmann hob mit einer jammernden Bewegung die Arme.

„Ach Gott, ach Gott.“

Ihr eingefallener Mund zitterte.

„Na, da scheinen Sie's doch zu wissen, daß er gestohlen hat?“

„Gestohlen, der Karl? Gestohlen?“

Sie lachte beinahe, es war ein törichtes Lachen. Matuschke unbegreiflich.

„Nee, das weiß ich nicht.“

Es klang beinahe erleichtert.

„Dann werden wir's bald wissen. — Sagen Sie mal, Frau Lehmann, wo hebt denn Ihr Mann seine Sachen auf.“

Die Frau sah ihn töricht an.

„Mein Mann seine Sachen? Na, hier doch, Herr Kommissar, hier im Schrank und in der Kommode. Was wollen Sie denn?“ fragte sie erschreckt, als der Kommissar auf die Kommode zuing.

„Haben Sie wirklich keinen Schlüssel?“ fragte er scharf.

„Nee, nee, Herr Kommissar, wirklich nicht.“

Matuschke sah, die Frau rebete die Wahrheit.

„Wohnt hier ein Schlosser in der Nähe?“

„Ja, doch, hier um die Ecke. Der Kricke, der ist Schlosser. Aber Sie werden doch nicht, Herr Kommissar? Wenn mein Mann nach Hause kommt, und da ist was offen, der schlägt mich tot, Herr Kommissar.“

„So? Gewalttätig ist er auch noch?“ Matuschke ging zur Tür. Auf der Straße vor dem Hause spielten ein paar halb-wüchfige Jungens Murmeln.

„Hört mal, Jungens, wer will sich einen Böhm verdienen?“ fragte er. „Alle? Nee, is nichts. Nur einer. Also, wer mir am schnellsten den Schlosser Kricke herbringt. Ihr wißt doch, wo der wohnt?“

„Na klar“, sagte ein Blonder mit einem vergnügten Jungengesicht.

„Also, wer ihn mir zuerst herbringt, der kriegt die zehn Pfennige.“

Und dann ging er hinein, ohne sich um die gaffenden Gesichter rings aus den Türen zu kümmern.

Schlosser Kricke erschien ein paar Minuten später mit seinem Handwerkskasten, umringt von einer Schar Kinder.

„Dann muß ich wohl doch noch ein paar Böhm locker machen“, meinte Matuschke lachend. „Und nun raus, ihr Bande!“

„Sie sind der Schlosser Kricke?“

„Bin ich. Was solls denn?“

Kricke sah verwundert von dem unbekanntem Mann zu Frau Lehmann, die leise vor sich hinweinend in der Ecke saß.

„Machen Sie mal den Schrank und die Kommode hier auf.“

„Das kann ich doch nicht. Hats denn die Frau gesagt?“

Frau Lehmann schüttelte angstvoll und heftig den Kopf.

„Sehen Sie“, sagte Kricke, „dann darf ich doch nicht, dann ist doch das Sachbeschädigung oder Einbruch. Ach so —“

Matuschke hatte den Kopf zurückgeschlagen. Die Marke des Kriminalbeamten bligte auf.

Kricke warf einen erschrockenen Blick auf Frau Lehmann.

„Na sowas, sowas“, murmelte er vor sich hin, setzte seinen Handwerkskasten nieder und machte sich an die Arbeit.

Matuschke sah, wie Schrank und Kommodenfächer mit einem leisen Knacken aufgingen.

„Ich denke, jetzt brauch' ich Sie nicht weiter.“

„Na sowas, sowas“, murmelte Kricke immer vor sich hin, und huckte sich seinen Werkzeugkasten auf die Schulter.

Matuschke begann seine Untersuchung. Die Frau saß in der Ecke. Ihr Kopf folgte mit eigentümlich ruckweisen Bewegungen den Handierungen des Kommissars. Wie ein verängstigter Vogel sah sie aus, zerrupft und kläglich.

„Da ist nichts, da ist nichts, Herr Kommissar“, flüsterete sie leise, aber so leise, daß man es kaum hörte. Der Beamte untersuchte schnell und geschickt den Inhalt von Schrank und Kommode. Auf ein paar Bügeln, ordentlich aufgehängt, hingen ein paar vertragene Kleider, ein Rock, wohl noch aus besseren Zeiten, ein Todenmantel.

„Na, was haben wir denn da?“ sagte Matuschke.

Er hatte auf den Boden des Schrankes gefaßt. Da lag ein Bündel in ein altes Oberhemd geschlagen.

„Ach nee, da haben wir's ja. Da wird sich das Gericht aber freuen. Da sind ja die Akten Becker.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Um ein Bähnchen

Im Zusammenhang mit den Fragen der Landesverteidigung erinnert man sich auch verschiedener Verkehrsprojekte aus „bessern Zeiten“. Da liegt irgendwo in gewissen Schubladen der Plan des *Brienzergrattunnels*, der Interlaken und Luzern auf dem kürzesten Wege verbinden sollte: Oberried-Giswil direkt würde das Oberland und Zürich um entscheidende Stunden zusammenrücken; eine zweite Ost-West-Linie, parallel mit Zürich-Lausanne, wäre wenigstens im östlichen Teil geschaffen; die Sustenstraße, der Titlis-Durchstich, die notwendige Praggelstraße, die Panixerstraße, die Walensee-Passage erhielten damit ihre rückwärtige Basis. Die strategisch so wichtigen zentral- und ostschweizerischen Uebergänge liefen nicht mehr wie bisher an der umwegreichen Brünigroute auf.

Aber nicht von dieser nie gebauten Bahnstrecke, die dank EBB-Defiziten zur Fata morgana geworden, soll die Rede sein. Es gibt ein Bähnchen aus jenen „bessern Zeiten“, wo das Bahnenbauen noch „Sinn und Rendite“ hatte: Die Brig-Difentis-Linie. Sie stellt die südlichste der „Längslinien“ dar, und die Träumer, die sich das ideale Bähnchen der Schweiz vorgestellt, sahen in ihr die Krönung der „Verbindungen“ überhaupt. Von Romanshorn nach Genf . . . einmal mit der Hauptlinie, oder dem Rhein entlang über Basel-Biel-Lausanne, oder dann über Luzern-Interlaken-Montreux, oder aber, viertens, über Chur-Oberalp-Turka-Brig . . . was wäre Schöneres zu denken! Immer vorausgesetzt, daß man die Bahnen auch braucht, daß sie sich bezahlt machen, dachte man sich dieses vierfache Längsnetz eines Tages vollendet. Heute hat man erkannt, daß man die Linien wohl brauchen, aber nicht bezahlen könnte. Brauchen . . . namentlich im Kriegsfall!

Wir wissen, daß die Alpenstraßen heute im Auto und Auto-car „beweglicher“ genommen werden, daß also das doch billigere Straßennetz „rentabel“ ausgebaut werden kann. Wenn aber die Linie Difentis-Brig liquidiert werden soll, wie das angekündigt wird, fragt man sich doch, ob die Frage der Rendite alles und jedes zu entscheiden habe. Wie steht die Sache? Die Päßstrecken wiesen während der Sommermonate dermaßen gute Einnahmen auf, daß sie auch die schlecht rentierende Ganzjahrs-Strecke im Goms mitschleppten, so in guten frühern Jahren. Seit die Autos den Bahnverdienst kürzen, gibt's schwere Defizite, die vom Bund und den beteiligten Kantonen getragen werden . . . oder werden sollten. Die Liquidation droht nun aber, weil die Walliser ihren Anteil nicht mehr leisten wollen.

Es ist interessant zugegangen in der Entwicklung unseres Verkehrswesens: „Bahnen“ wurden Objekt der Aktiengesellschaften, und ihre Benützung erforderte bezahlte Billette und Frachtbrieft. Straßen aber wurden „nicht rentierende“ öffentliche Unternehmungen, ihr Unterhalt ist Sache des Steuerzahlers, die Benützung gratis . . . an sich gesehen. Darum können Bahnen liquidiert werden, weil sie nicht mehr rentieren . . . Straßen aber unterliegen keiner Liquidation!

Geschäft, die Achillesferse der Demokratien!

Die Vereinigten Staaten haben an Japan allein im vergangenen Dezember für rund 250 Millionen Dollars Kriegsmaterial verkauft, zu gleicher Zeit an China für rund 290 Millionen! Kommende Zeiten werden diesen Handel als einen Standal erster Güte brandmarken und die Geschäfte gleicher Art, die von England und Frankreich, von der Tschechei und dem neutralen Schweden betrieben werden, als eine der Ursachen demokratischen Niederganges erkennen. Es ändert an der Lage der Dinge nichts, daß sich das Dritte Reich in gleicher Weise berühmt macht und den Chinesen Kriegsmaterial zur Bekämpfung Japans zukommen läßt. Das Beschämende der Angelegenheit steigert sich gerade angesichts der großen Reden von den Demokratien, die der Welt den Frieden bringen sollen. Wenn jene, die im Kriege das völkische Gesundheitsbad preisfen, dem Feinde, mit dem man sich morgen mißt, Waffen liefern . . . tant mieux! Man liefert ihm ja nur die Materialien zur Bereitung eines besonders kräftigen „Bades“. Wenn aber die angeblich friedensstiftenden Demokratien die kriegtreibenden Faschisten ausrüsten, statt ihnen alle Zufuhren abzudrosseln, dann spricht das von einer unheilvollen moralischen Wunde, an der die ganze Welt zugrund gehen kann. Man unterschätze die Moral nicht! Sie offenbart ihre beherrschende Bedeutung in der Gerechtigkeit der Weltgeschichte! Und die Weltgeschichte muß diese Belieferung der internationalen Gangsters um des Profits willen an den liefernden Demokratien rächen. Das sagt die einfachste Ueberlegung.

Im Falle Amerikas wird die moralische Blamage besonders dunkel. Die USA haben ein „Neutralitätsgesetz“, das eindeutig die Belieferung kriegführender Staaten untersagt. Da sich China und Japan nicht den Krieg erklärt haben, gibt es auch

keine kriegführenden Parteien. Folglich kommt das Gesetz nicht zur Anwendung. Also wurde es beschlossen, und also wird das Geschäft gemacht.

Die chinesische Regierung hat in London und Washington mehrfach wissen lassen, die Japaner könnten den Feldzug nicht fortsetzen, falls man einige lebenswichtige Rohstoffe zurückhalten würde. Auch heute noch müßten die japanischen Generäle auf ein weiteres Vordringen ins innere China verzichten, wenn nur Nordamerika die Petrolbelieferung Japans sistieren wollte. Das reiche Amerika aber scheint auf die japanischen Gelder für Petrol und Benzin in keiner Weise verzichten zu können! Und so werden denn die Flugzeuge der Japaner, wie bisher, mit dem Benzin der angeblichen Freunde Chinas über die chinesischen Millionenstädte fliegen und Bomben abwerfen, und die motorisierten Kolonnen werden den Armeen Chinas weiterhin Niederlagen bereiten . . . mit Hilfe der Rohstoffe aus USA und den britischen Kolonien!

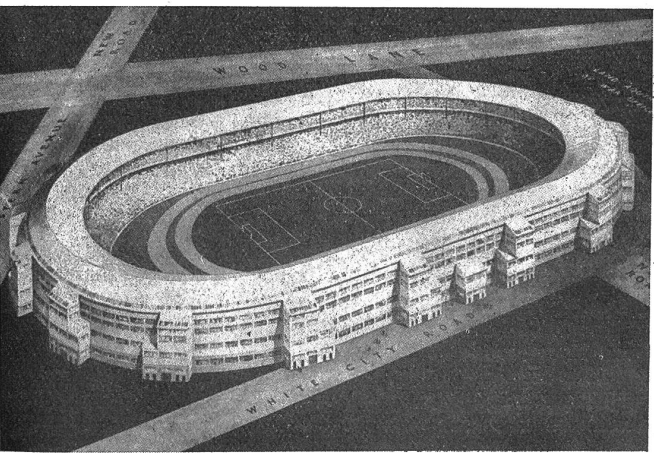
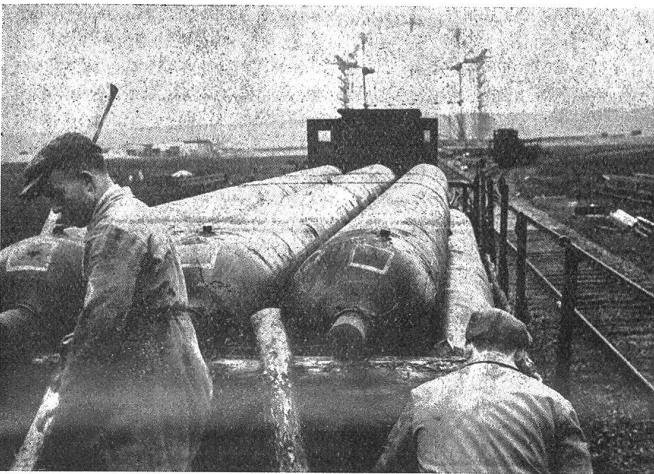
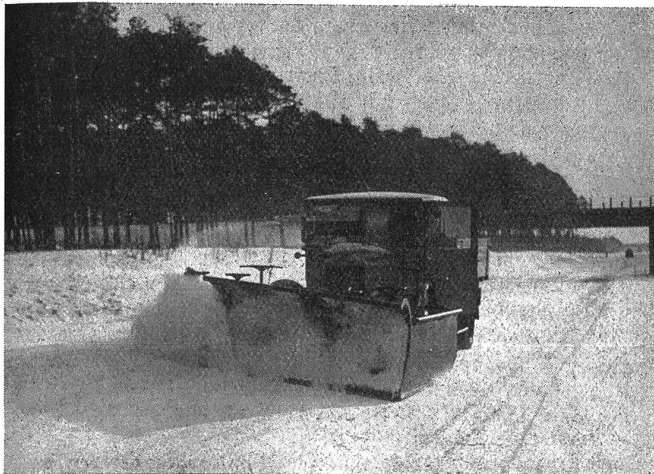
Es wird überlegt: Macht Amerika das Geschäft nicht, so macht es ein anderer. Das stimmt in unserm Fall sehr schlecht. Liefern die großen Demokratien nicht, so bleiben die Faschistenstaaten in ihrer Rohstoffnot stecken, und die ganze Weltlage ändert sich. Doch sie liefern, machen Geschäfte, und darum blüht auch das militärische Geschäft Japans. Um des heutigen Handels willen, eines wahrhaft schmachvollen Handels, lassen die edlen Krämer sich ein riesiges Handelsgebiet wegnehmen! Welche Rechner!

Japan schreitet darum militärisch vorwärts. Gegenwärtig marschieren zwei Kolonnen auf die Stadt Hsutschau, die eine aus Schantung, von der Basis Tsinan-Fu aus, die andere vom Süden her, mit der Position Nanking-Pufau im Rücken. Fällt Hsutschau, dann wird die ganze mittelmittelchinesische Tiefebene (von der doppelten Größe Deutschlands) abgeschnitten und kann kampflos besetzt werden. Zwischen Taku und Hongkong gibt es nachher keinen nennenswerten Hafen mehr, der China mit der Welt verbände. Außer der indo-chinesischen französischen Grenze, Kanton und die Wüstenstraßen nach Rußland wäre dem restlichen China in der Tat jeder Zugang abgeschnitten.

Die Zeitungsstrategen sind der Ansicht, diese jäh verschlimmerte Lage Chinas sei durchaus wünschenswert und für die Japaner weit bedenklicher als für China, und noch günstiger für die Engländer, die Amerikaner und die geschäftemachenden Demokratien insgesamt, in deren Interesse China kämpft! Erst jetzt, bei der ungeheuren Ausdehnung der Fronten, über viele Laufende von Kilometern, würden die in zahllosen Scharen operierenden Freikorps der Chinesen zur Geltung kommen. Japan habe nichts in Händen als einige Städte und die Bahnlinien, und seine Besatzungen würden von allen Seiten gefaßt und bedrängt werden. Es tauchen ja in der Tat Freischaren an allen Ecken und Enden auf. Aber die Unterbrechung der Bahnlinien und das Abdrosseln der Zufuhren ist bisher nirgends gelungen.

Die letzte große Neujahrsrede Roosevelts mit der bisher deutlichsten Absage an die Faschistenmächte, die Ernennung Kennedys zum neuen Botschafter in London und die allmählich umgestimmte öffentliche Meinung in USA lassen einen Hoffnungsschimmer erscheinen, die Belieferung Japans durch die angelsächsischen Mächte werde gestoppt, die Chinesen könnten aufatmen, die Armeen reorganisieren und die Freischarenaktionen durch eine frontale Offensive unterstützen. Ob das Wirklichkeit wird?

Im Falle Spanien hat man erlebt, daß in der Tat eine neue Armee der Regierung auf den Plan trat; das Geduldspiel der Engländer und Franzosen erlebt eine gewisse Rechtfertigung durch die Tatsache, daß die „Roten“ Teruel halten und daß die Francobesatzung am 7. Januar endlich kapituliert. Ob sich auch das fürchterliche Geduldspiel mit China lohnen wird? Sicherlich, wenn dem mörderischen Rüstungsgeschäft mit den Angreifern ein Ende gemacht würde.



Mit dem Schneepflug über die Reichsautobahn. Unser Bild zeigt einen Schneepflug auf der neuen Reichsautobahn bei Erkner, vor den Toren Berlins, in voller Tätigkeit. Dieser Teil der Strecke wurde bekanntlich am 17. Dezember 1937 dem Verkehr übergeben.

Beginn des ersten Helium-Transports vom Staate Texas nach Deutschland. Während das neue Luftschiff LZ 130 auf der Werft des Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen seiner Fertigstellung entgegengeht, sind nach Erteilung der amerikanischen Ausfuhrgenehmigung für Helium auch die erforderlichen Maßnahmen zur Beschaffung ausreichender Gasmengen durch die Deutsche Zeppelin-Neederei in die Wege geleitet worden. Der erste Transport der früher für Wasserstoff benutzten Stahlbehälter verließ kürzlich Deutschland, um das im Staate Texas

gewonnene Heliumgas nach Deutschland zu überführen. — Unser Bild zeigt die Verladung der Gasbehälter auf dem Luftschiffhafen Rhein-Main bei Frankfurt a. M. Im Hintergrund sieht man die im Bau befindliche zweite Luftschiffhalle.

Das größte Stadion der Welt — in London. Das Londoner White City Stadion, das im Jahre 1908 für die damaligen Olympischen Spiele errichtet wurde, soll jetzt so vergrößert werden, daß es 163,000 Zuschauer fassen wird. Das bestehende Stadion wird ausgebaut werden und die Londoner Verkehrsgesellschaft wird eine Untergrundbahn anlegen, die in der Minute 1000 Personen abfertigen kann. Ein Parkplatz für 1000 Automobile wird ebenfalls angelegt werden. Mit den Arbeiten wird im Frühjahr 1938 begonnen. Nach seiner Vollendung wird das neue White City Stadion in London das größte der Welt sein. The New York Times-Photo zeigt den Entwurf zu dem vergrößerten White City Stadion in London.

Kleine Umschau

„Was gibt es Neues?“ fragt der Leser der Zeitungen, wenn er sich durch Kriege, diplomatisches Ränkespiel, Fürstenhochzeiten, Feuersbrünste, Unglücksfälle und Sport hindurch gelesen hat. Außer dem noch allerhand, das die Welt mehr oder weniger erschüttert. So zum Beispiel wird gemeldet, daß in Wien ein neuer, von Amerika übernommener Tanz sich behaupten wird — warum denn auch nicht, wird doch der Wiener Walzer gleichfalls auf der Hazienda von den Mexikanern und Argentinern getanzt. Swing heißt der neue Tanz, und es wird ihm folgendes nachgerühmt: er vereint Anmut und Grazie mit einer Art Gymnastik, die die Beine und Hüften schlank werden läßt. Er ist also zweckmäßig, wie alles, was aus Amerika kommt. Was will man noch mehr? Sintemalen der Tanz aus fernen Landen kommt, ist nicht daran zu zweifeln, daß er sich Europa und mit ihm auch Bern erobern wird.

Und weiter veröffentlicht ein Londoner Bankhaus die Ergebnisse seiner neuesten Forschungen betreffs der Frage, an welchen Tagen die Typfräuleins ihre Briefe am schlechtesten schreiben würden. Während vier Wochen wurden diese Untersuchungen geführt. Und da stellte sich heraus, daß selbst ausgezeichnete Arbeitskräfte am Montag häufig Fehler machen würden. Schon am Dienstag seien die Leistungen besser, am Mittwoch jedoch fielen sie besonders gut aus. Dann aber gehe die Kurve langsam bergab; am Freitag erreiche die Leistungsfähigkeit der Schreibkraft ihren Tiefpunkt, und vom Samstag wird ganz geschwiegen.

Aber mit noch viel interessanteren Daten tritt das australische Hauptpostamt in die Öffentlichkeit. Sie betreffen nichts weniger als die Stimme der Telefonistinnen. Die Telefonistinnen, sagt das Amt kategorisch, haben keine träumende Stimme zu haben, weil dies den Teilnehmer verwirrt, zerstreut, ablenkt und ihm nicht das nötige Vertrauen schenkt, daß ihn die träumende Stimme mit der richtigen Nummer verbinde. Sie darf auch keine gelangweilte Stimme haben, weil sich der Teilnehmer durch einen scheinbaren Mangel an Interesse beleidigt fühlt, denn er könnte glauben, die Dame hätte an einem richtigen oder falschen Anschluß kein Interesse. Eine harte, metallisch klingende Stimme ist nicht von Vorteil, denn der Teilnehmer hält sie für unsympathisch. Die abrupte Stimme ist von Nachteil, weil sie die Besitzerin als ungeduldig charakterisieren könnte. Zu freundlich darf die Stimme auch nicht sein. Wir aber fragen uns: ist das Telefonamt bei der Auslese der Stimmen, die den armen Abonnenten mahnt, wenn er einmal nicht zur richtigen Zeit die Taren bezahlte, auch so wählerisch, oder werden hiezu die harten metallischen oder die abrupten ungeduldigen Stimmen verwendet? Wohl eher als die träumerischen oder gelangweilten oder was es noch für Stimmen gibt!

Des weitern wird der Leser inne werden, daß er in diesen bewegten Zeiten, wo neue Staaten erstehen und andere sich selbstständig machen, allerhand Neues erlernen muß, und wenn er auch noch so alt ist. Seit es ein stolz-selbstbewußtes „Gire“ gibt, gibt es auch den Taoiseach. Thiettschiettsch wird dieses Wort rich-